



Kreativ schreiben!

Wintersemester 2021/22

**Das Schreibzentrum der LMU** unterstützt Studierende und Promovierende bei ihren Schreibprojekten.

Egal ob Hausarbeit, Essay, Thesenpapier oder Dissertation: Ziel ist es, Kompetenzen des akademischen und professionellen Schreibens und Lesens zu stärken. Mit dem Kurs „Kreativ schreiben!“ – erfunden und mit jedem Semester weiterentwickelt von Dr. Daniel Graziadei, Carina Eckl und Tabea Hawkins– geht das Schreibzentrum über sein übliches Programm hinaus und bietet 12 ausgewählten Studierenden die Möglichkeit mit verschiedenen Dozierenden verschiedene Aspekte des kreativen Schreibens auszuprobieren und zu üben.

Schreiben darf Spaß machen und Freude bereiten! Der Kurs „Kreativ schreiben!“ möchte praktische Erfahrung im kreativen Schreiben und im Feilen am Geschriebenen bieten. Die Referenten des Kurses sind Autor\*innen und Schreibtrainer\*innen. Im Wintersemester 21/22 führte „Kreativ schreiben!“ die Teilnehmer\*innen von der schreibenden Selbsterfahrung über ein Kreativitätstraining, eine Sitzung zu Lyrik, einen Poetry-Slam Text, einen Prosatext und Sprechübungen bis hin zum Höhepunkt des Kurses: einer eigenen Lesung, bei der jede/r Teilnehmer\*in einen aus dem Kurs entwickelten Text vortrug.



<https://www.schreibzentrum.fak13.uni-muenchen.de/index.html>

# Inhalt

Vor[austapsendes_]Wort .....	4
Mariana wartet.....	5
Kosmische Würfelspiele .....	8
Der Marktplatz .....	13
Staub und Schrot .....	18
Das Haus .....	21
Ich weiß nichts.....	26
Lyrische Trologie zwischen zwei Schwestern .....	33
Der Wanderer.....	37
The Girl of Ipanema .....	43
Über Angst und alte Männer .....	49
Zarte Empfindungen.....	52
Ich will liegen .....	56
Der Schlüssel.....	61

## Vor[austapsendes\_]Wort

Dies ist die vierte rein digitale Broschüre des Kurses „Kreativ schreiben!“ des Schreibzentrums der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Im Gegensatz zu den letzten drei Versionen dieses Kurses war das Wintersemester 2021-2022 von offline, online und hybrider Lehre geprägt. Zur Abschlusslesung unter dem Titel „Fluchtversuche aus der Achterbahn – mit Kaffeekatzen unterm Arm“ haben wir erneut physisch zusammengefunden, um unsere Texte gemeinsam ins weltweite Netz hinauszusenden. In diesem Sinne ist es auch nur konsequent, dass diese Broschüre erneut allein digital verfügbar ist.

Auch nach zwei Jahren digitaler Lehre ist es keine Selbstverständlichkeit, dass kreatives Schaffen, das in Seminarräumen und über zwei digitale Plattformen synchron bzw. asynchron vernetzt in Austausch tritt, zu einem vielfältigen und gelungenen Ausdruck findet.

Ich möchte daher den weiteren Dozent\*innen des Kurses „Kreativ schreiben!“, Tabea Hawkins, Tatijana Milovic, Suzanne Petzoldt und Thomas Lang sehr herzlich für ihren Einsatz, ihre anhaltende Verve und Flexibilität danken. Ebenso möchte ich mich aber auch bei den ausgewählten Teilnehmer\*innen herzlich für ihr Verständnis, ihre Geduld und ihren Einsatz in diesen herausfordernden Zeiten bedanken. Ausnahmslos alle Studierende waren – trotz der organisatorischen, technischen und emotionalen Hürden, die die Pandemie und die einhergehenden Maßnahmen verursachen – diszipliniert dabei, haben intensiv diskutiert und vielfältige Texte im Laufe des Semesters entwickelt. Dabei sind sie wiederholt über ihren Schatten gesprungen und haben neue Formate ausprobiert. Nur durch die kreative Tatkraft aller Teilnehmer\*innen wurde diese achte Auflage des Kurses und diese digitale Broschüre Wirklichkeit.

Auch Ihnen, werte Leser\*innen, möchte ich dafür danken, dass Sie diese Broschüre heruntergeladen und geöffnet haben. Erst durch Ihre aufmerksame Lektüre erreicht die grundlegende Funktion der literarischen Kommunikation ihre Vollendung und Erfüllung. Gerade in derart anstrengenden und komplizierten Zeiten, ist dies keine Selbstverständlichkeit.

Ich wünsche Ihnen eine äußerst genussvolle Lektüre!

Ihr Daniel Graziadei

/1

Beatriz Casas

## Mariana wartet

Mariana versinkt im Stuhl

und wartet.

Sie nagt an ihren Nägeln,

streicht über die Falte

ihrer nicht gebügelter Bluse

und wartet.

Mariana inspiziert den Wartesaal,

sie ist ganz Vorhersage, nein, Versprechen,

eines zügellosen Orkans

und sie wartet.

Mariana aus wildem Wasser,

Mariana aus rabiatem Meer.

Sie windet sich auf dem Stuhl und wartet  
zusehends ungeduldiger und mit den Zähnen  
reißt sie sich die Nagelhäute  
ganz aus.

Grüne Augen des Zyklons, Sturmesaugen  
vor der Ruhe suchen eine Feuerleiter,  
ein Zeichen,  
eine Seele.

Dann, endlich, öffnet sich die Tür

I feel more than my life,  
I forgive death,  
and thank the soil,  
thirsty and hungry  
for flowers



Photograph: Imperial War Museum

## Kosmische Würfelspiele

*Die Götter würfelten gerne.* Das schoss Cosmin durch den Kopf, als er durch die Gasse torkelte in dem unbeholfenen Versuch sich auf den Beinen zu halten. *Und vielleicht hatten sie für ihn heute endlich einen Sechserpasch.*

In dieser Nacht hatte der Regen sein Wesen in Form von feinfühligem Nadelstichen entfaltet, die er der Erde zukommen ließ. Cosmin blieb stehen und musste sich an eine Mauer lehnen.

Das Fieber brütete ihn ihm. Mit einem letzten Seufzer gab er nach und ließ sich an der Mauer heruntergleiten. Wahrscheinlich war *das* also der Ort, an dem er krepieren sollte. Trostlos tropfte der Regen sein nasses, braunes Haar herunter.

Cosmin überlegte, ob er beten sollte, doch dann verwarf er den Gedanken. Die Götter würfelten und es war naiv zu glauben ein Gebet oder ein Fluch oder sonst nochmal etwas könnte sie so gnädig oder so ungnädig stimmen, dass sie dabei falsch spielten, um für ihren Schützling ein gewolltes Ergebnis zu erzielen. Nein, das war ihnen sicherlich egal. Sie liebten die Willkür mehr als alles andere und das ließen sie sich sicherlich von keiner ihrer ungeliebten Unterhaltungsschaben versauen.

Der Regen hatte seine Jeans komplett durchweicht und seine Daunenjacke klebte wie nasse Flügel an ihm. Cosmin lehnte seinen Kopf zurück, ließ ihn ein wenig hin und her rollen, weil er es lustig fand, wie das Bild vom Fieber verschwamm und dachte über vieles nach. Er dachte an Würfelspiele und an seinen Hund, der einmal eine Spielfigur gefressen hatte, wodurch das Spiel zerstört war. Er dachte an seine Kindheit, seine Jugend. Er dachte an seinen kosmischen Sinn und fragte sich, ob er ihm auch nur ein wenig näher gekommen war. Gefunden hatte er ihn ganz sicher nicht einmal annähernd, aber es würde ihn schon interessieren, wie weit es ihm gelungen war zu kommen. Kosmischer Sinn...komischer Sinn...kosmischer Sinn... Komisch!

Interessiert beobachtete Cosmin verschwommene Lichtpunkte, die vor seinem Sichtfeld aufgetaucht waren. Sie glichen den Achtecken, die man sah, wenn man in eine Glühbirne mit zusammen gekniffenen Augen



blickte. Irgendwie erschien es Cosmin, als wären sie bereits eine geraume Zeit da gewesen, bevor er sie überhaupt bemerkt hatte. Sie sprangen ruckartig herum. Sie drehten sich in konzentrischen Kreisen zueinander; bildeten Muster. Sie waren wie Fallschirmspringer, die sich in der Luft an den Händen hielten und Formationen bildeten. So zogen auch sie an unterschiedliche – für sie von kosmischer Macht festgelegte – Stellen, an denen sie dann leuchteten und in ihrer vereinigten Gemeinschaft ein Bild entstehen ließen. Cosmin lächelte schwach, denn es war schön anzusehen. Die Punkte wurden immer heller, bis er plötzlich bemerkte, dass es die ganze Zeit über die Sterne waren. Wie konnte er das nur nicht erkennen? Sie waren doch so klar!

Wie durch einen umgekehrten Zoom begannen die Sterne immer kleiner zu werden, wobei sich auch das restliche All verzog. Durch die Entfernung, die Cosmin so zu den Sternen gewann, erkannte er ihre Bewegungen nicht mehr so gut, bis sie ganz zu stehen schienen. Dafür konnte er das größere Ganze wahrnehmen. Er sah die Schlieren von lila und blau, die sich hinter den Sternen entlang zogen. Milchstraßen und Sternengürteln.

Diese ganze Masse drückte sich nun flach, sodass es keinen dreidimensionalen Raum mehr gab. Aber auch dieser Zustand währte nicht lange, denn schon drückten sich Unebenheiten mal nach vorne, mal nach hinten durch. Zuerst schienen sie willkürlich und ergaben keinen Sinn. Mal gab es hier eine Ausbuchtung; sogleich wurde sie wieder glatt gestrichen, dann tat sich da ein Hügel auf. Nach einer Weile erst verstand Cosmin, dass es versuchte ein Gesicht zu formen. Augenhöhlen, Wangen und Kinn beulten sich ein wenig ungleichmäßig aus; vor allem schien es aber mit dem Mund zu kämpfen zu haben. Es brauchte mehrere Anläufe bis es gelang das Gesicht zu vollenden.

„Wer bist du“, fragte Cosmin. Seine Gedanken überschlugen sich. Ganz verträumt hatte er sich das malerische Farbenspiel ansehen können, das das Universum für ihn illustriert hatte; jetzt hatte er es aber wohl wieder mit einem Wesen zu tun. Verschiedene Ahnungen schossen durch seinen Kopf. Eine abstruser, als die andere. Ein Allwesen? Ein Engel? Jesus? Vielleicht gar – Gott?

„Ich – ich bin alles.“ Es hatten sich weitere Details des Gesichtes herausgebildet. Feinere Gesichtsproportionen vertieften sich in natürlichen Fältchen. „Und was denkst du, was du bist?“

Cosmin wurde unbehaglich. Er hatte vermutet, dass er danach gefragt werden würde und wusste es trotzdem nicht. Zwar war er der Meinung, dass es nicht vollauf seine Schuld war, denn immerhin hatte er einfach zu

wenig Zeit zur Vorbereitung gehabt. Am Ende waren siebenundzwanzig Jahre nicht gerade lange, um eine universumsumfassende Antwort zu finden. Aber das Wesen, das ihn in seinem Schweigen interessiert begutachtete, würde wohl so eine Ausrede nicht gelten lassen.

„Eine Schabe – für dich. Nicht mehr.“ Es war keine elegante Antwort, aber die beste, die ihm je gekommen war. Sicherlich war sie nicht mehr als ein Stadium – ein Zwischenergebnis – auf einem langen geistigem Weg.

Die Krümmungen im All verformten sich, als das Wesen gutmütig reagierte. „Aber nein. Du bist wie keine Schabe. Ihr Menschen seid kein Ungeziefer. Ihr seid wie Bienen.“ Wobei sich ein leises Summen erhob. „Unsere Bienen.“ Das Brummen wurde lauter, wie von einer Horde Bienen und tatsächlich sah Cosmin kleine Punkte.

Bienen, die tüchtig umher flogen und anscheinend genau ihre Aufgabe und ihr Ziel kannten, denn obwohl es so viele waren, schienen die Abläufe reibungslos zu gelingen. Immer mehr Bienen. Das Surren schwoll solange an bis es unangenehm wurde. Cosmin hielt sich die Ohren zu. Er wollte dem Wesen sagen, dass es damit aufhören sollte, doch irgendwie konnte er es nicht mehr sehen. Viel zu viele Bienen schwirrten ihm vor den Augen und nahmen ihm jegliche Sicht. Als es so viele geworden waren, dass der ganze Raum schwarz zu sein schien, durchzuckte unvermutet ein gleißender Blitz das Gewühl.

Cosmin schreckte auf. Alles blendete ihn, sodass er sich einen Arm vor das Gesicht halten musste. Der Himmel strahlte blau in der beißenden Morgenluft.

„Fuck“, entrang es seiner schmerzenden Kehle, als er merkte, dass er in der Gasse war, in der er in der Dunkelheit eingeschlafen war. Es regnete nicht mehr, doch seine Kleidung war feucht und klamm. Er rappelte sich auf, wobei ihm alle Glieder wehtaten. Sein Kopf surrte; war aber nicht mehr länger heiß. Elendig lehnte er sich an die Mauer.

Seine Götter hatten ihm wohl keinen Pasch gewürfelt.

# *Auf ihr Eulen*

*lasset uns den Mond anheulen*

*denn bald schon endet unser Märchen*

*beim Klang der ersten Lerchen*

was sich vielen auf ewig entzieht  
vor der logik angstvoll flieht  
sehen manch and're gar  
im Herzen ganz klar



*Carpe diem*

*entflieh dem*

*tristen Leben*

*Erglüh im Streben*

## Der Marktplatz

Ich werde immer nervös, wenn der Einlassroboter meinen Ausweis kontrolliert. Jedes Mal fürchte ich, seine Programmierung könnte sich geändert haben und ich qualifiziere mich nicht mehr dafür, den Markt zu betreten. Doch zumindest diesmal geht alles gut. Der Roboter erkennt nicht, dass es sich bei meinem Ausweis um eine Fälschung handelt.

Die Schleuse öffnet sich und augenblicklich dringt dieser unvergleichliche Geruch durch meine Maske. Es ist eine Mischung aus Desinfektionsmittel, Fleisch und Gummi, an die ich mich nie gewöhnen werde.

Als ich mit zwölf Jahren zum ersten Mal meine Eltern in die Markthalle begleiten durfte, hat mich der Eingangsbereich sofort verzaubert. Ich habe sie angefleht, mir den lilafarbenen Hund zu kaufen, der laut bellend gegen die Wände seines Glaskäfigs kratzte. Doch meine Mutter blieb streng. Später, beim Hinausgehen, durfte ich mir eine kleine Staubraupe aussuchen, die dann die sechs Monate bis zu ihrem Tod die Möbel in meinem Zimmer abstaubte. Danach haben wir nie wieder ein Tier gekauft.

Heute, fast sechs Jahre später, hasse ich diesen lauten Teil der Markthalle, in dem sich die Familien drängen. Für viele ist der Bereich mit den Tieren der einzige, in dem sie sich etwas leisten können. Die Menschenmenge ist für mich aber eine gute Tarnung, während ich zur Schönheitsabteilung vordringe.

Hier ist es ruhiger und auch kühler, außerdem riecht es weniger nach nassem Hund. Es reizt mich, mich einer Stimmbehandlung zu unterziehen, obwohl ich weiß, wie kurz die Wirkung anhält. Dadurch werden wir immer wieder angelockt, um uns erneut behandeln zu lassen, genau wie die süßen bunten Haustiere immer wieder nachgekauft werden müssen.

Zum ersten Mal bleibe ich nun aber doch stehen, weil ein junges Mädchen gerade aus einem Tattoo-Studio tritt. Aufgeregt zeigt sie ihrem Vater den Fisch, der auf ihrem Handgelenk hin und her schwimmt. Hinter ihr kommt der Künstler zum Vorschein. Der Vater des Mädchens legt seine Hand auf den Scanner, den der Tätowierer ihm hält. Er muss sehr wohlhabend sein, dass er *nach* der Behandlung bezahlen darf.

Erst als der Tätowierer einen Schritt auf mich zumacht, wird mir mein Fehlverhalten klar. Ehe er mich ansprechen kann, gehe ich schnell weiter. Wenn ich nicht besser aufpasse, ist meine Mission vorbei, bevor sie angefangen hat.

Vorbei an Reklamen für Lifting, Verjüngungskuren und Haartransplantationen komme ich endlich dem Bereich näher, den ich suche. In der offiziell letzten Abteilung des Marktes leuchtet nichts mehr in bunten Farben. Kleine quadratische Zelte stehen eng beieinander, und vor jedem wartet eine weiß gekleidete Person, deren Miene ebenso ernst ist wie die der wenigen Menschen, die sich umsehen.

Damit sich niemand – so wie ich – unerlaubt hier aufhält, drehen Ordnungsroboter ihre Runden. Als einer in meine Nähe kommt, stelle ich mich als interessierte Kundin vor eines der Zelte. Zartrosa flattert dessen Wand gegen meine Knöchel. Die Verkäuferin ist in ein leises Gespräch mit einer Frau im roten Mantel vertieft, die eine kleine Decke in ihrer Hand knetet.

Mich erfüllt Abscheu, als ich in die sorgsam vor dem Zelt aufgestellten Glaskästen blicke. In einer milchigen Flüssigkeit schwimmen Herzen, Nieren und andere Organe, die ich nicht erkenne. Diese hier sind selbstverständlich nicht zur Transplantation gedacht. Sie demonstrieren nur: *Sehen Sie, wir haben genug Material, dass wir es ausstellen können!*

Was hinter den schneeweißen Ladentheken passiert, ist nicht so schön. Die rot gekleidete Frau verschwindet nun mit der Verkäuferin im Inneren des Zeltes. Dort kann sie sich die Qualität des Organs aussuchen, das wohl ihrem todkranken Familienmitglied helfen soll. Ohne Geld geht aber auch in dieser sensiblen Abteilung nichts. Es gab schon Fälle, in denen Menschen all ihr Hab und Gut für die billigste verfügbare Niere verkauft haben, welche kurz darauf den Geist aufgab.

Als der Roboter endlich verschwunden ist, wende ich mich ab und gehe weiter. In der Entfernung sehe ich schon das Ende der Markthallen: den blauen Vorhang. Jeder weiß, dass es dahinter noch weitergeht. Aber was genau dort verkauft wird, ist ein sorgsam gehütetes Geheimnis.

Wie gut, dass ich es heute lüften werde.

Hast  
du  
sie  
gebraucht,  
bevor  
du  
sie  
kennen  
gelernt  
hast oder  
haben  
sie  
dafür  
gesorgt,  
dass  
du  
sie  
brauchst?

RMM

Oder  
hast  
du  
sie  
nie  
gebraucht und  
wirst  
nie  
jemanden  
brauchen  
außer  
dir  
selbst  
?

RMM

**Nimm es  
ruhig an  
dich.**



RMM

**Es wird dir  
nie geben,**



**was es mir  
gegeben hat.**

RMM





**Ich  
habe  
Angst zu  
vergessen,  
wie sich  
deine  
Hand in  
meiner  
angefühlt  
hat.**

RMM

## Staub und Schrot

In der Früh war es ihm schon aufgefallen, etwas hatte ihn im Spiegel geblendet. Beim Zähneputzen ließ er seinen Blick durch das Badfenster schweifen, ließ ihn im sich auflösenden Dachstuhl der nächsten Scheune hängen. Ob die Balken noch länger halten würden als bis nach seinem Frühstück?

Ein jäher Schrei riss ihn aus seiner fast meditativen Haltung. Er ließ die Gabel im Kartoffelbrei stecken, wie eine Flagge im Nordpol, um sich ruckartig aufzusetzen und der Natur des Schreis, tatsächlich war es eher ein abgehacktes Krächzen gewesen, auf den Grund zu gehen.

Draußen die Schatten fielen fast senkrecht auf die Erde, es würde eine schlechte Ernte werden, verdorrt und von Krähen gefressen. Staub nahm ihm die Sicht, aufgewirbelt vielleicht vom Schrei. Wohl eine weitere gottverdammte Krähe, die Viecher waren überall und unersättlich, Abgesandte dieses Unglücksjahrs. Sollte er seine Sachen packen und fortziehen, aufgeben? Endlich der Natur sich gebeugt zeigen, mit dem Gang der Dinge laufen? Im sich wieder legenden Staub war nun ein unscharfer Schatten zu erkennen, groß und an den Rändern ausgefranst – dunkel.

Unwillkürlich zuckt er zusammen, eine böse Vorahnung sein Unterbewusstsein durchquerend, eine vergessene Erinnerung wieder belebt. Die Augen zusammengekniffen, Brauen wie Eisberge über ihnen durch die Wasserlinie kündend, greift er zum Gewehr.

Andere schworen auf Schrot und Vogelscheuchen – andere waren schon lange gegangen. Er würde ausharren, und wenn da auch Schatten groß wie erwachsene Menschen seine rissig braune Fassade abtasteten. Ein Fensterladen klapperte vom Dachgeschoss, wie seit ehedem waren Wind und Regen seine steten Begleiter, nur dass der Regen vor einigen Jahren gestorben war. Der Wind heulte um so lauter, als wolle er das geschehene Unrecht wieder gut machen, wenn es schon nicht zu richten war. Er möchte das alles schon gesehen haben, vielleicht hat er es geträumt.

Plötzlich sieht er nichts mehr, eine Wolke muss sich vor die Sonne geschoben haben, er denkt nach, etwas kommt ihm seltsam vor. Was ist los? Warum ist ihm so unwirklich zu Mute? Schleichend tastet er sich zum Fenster, flucht leise, als er die Kommode neben dem Frühstückstisch mit dem Knie streift, erreicht die Scheibe gerade als seine Pupillen groß genug für das neue Licht geworden sind – keuchend duckt er sich

neben das Glas, seine Wände kommen ihm auf einmal viel zu dünn vor, Pappwände in einer Sturmflut, Fischerboote im Eismeer. Er hat es nicht gewagt, nach draußen zu blicken, in die Wolken, etwas hält ihn ab. Kalter Schweiß läuft ihm durch die Stirnfalten, wie Wasser in Wüstencanyons, Schweiß schmiert den Abzug seiner Waffe – er schüttelt einen Krampf ab.

Allen Mut zusammennehmend, bis jetzt hat er ausgeharrt, nicht nachgegeben, jetzt gilt es, zu beweisen, aus welchem Holz er geschnitzt ist! Jäh reißt er das Fenster auf, stürzt sich, einem Fallschirmspringer im Absprung gleich, in die wabernde Dunkelheit, das Gewehr fest umklammert, verwegen. Sein Schrei durchtrennt den Schattenschleier, strahlend wie die Sonne stürzt ein Vogel auf ihn zu, die Fänge metallenen, Federn schillernd wie ein Korallenriff in der Arktis leuchtet er, wie Eisschollen im Regenwald – in unfassbarer Geschwindigkeit stürzt der Sonnenvogel auf ihn zu. Er schießt, das Gesicht zu einer Fratze verzerrt.

Endlich begreift er, was ihm ebenso komisch vorkam, und auch heute Morgen, damals im Spiegel: In dieser endlosen Einöde gibt es gar keine Wolken! Zwei vulkanrote Löcher starren aus dem Sand, messen sich mit den brennenden Augen der Krähen, sie starren dem Sturm ins Gesicht. Der Himmel blutet, Schnäbel und Krallen zerfetzen das schäumende Sonnenlicht. Er schießt das ganze Magazin leer, die Schattenvögel stürzen in Abertausenden wie zum letzten Festmahl auf ihn herab, und während er lebendig begraben im Staub versinkt, weiß er, dass er gar keine Wahl hatte und doch das Richtige getan hat.



## Das Haus

Es war ein hässliches Haus. Von seinem Urgroßvater war es auf seinen Großvater übergegangen, von seinem Großvater auf seine Mutter, von seiner Mutter auf ihn. Er hatte immer geglaubt, es sei ein Haus wie jedes andere. Ein warmer Sommerabend, er spielt mit den Nachbarskindern auf der Straße vor dem Haus und hört die Stimme seiner Mutter aus dem Inneren, die ihn hineinruft. Es war sein Zuhause, in dem er geboren worden war, in dem er lebte, das er morgens verließ, um in die Schule zu gehen und abends an der Hand seiner Mutter wieder heimzukommen. Heute weiß er, es ist ein hässliches Haus. Ohne sich daran zu erinnern, wann ihm das bewusst geworden war. Genauso wie man sich, verloren, verirrt in einem dunklen Wald, niemals daran erinnern wird, wann man in die Irre zu gehen angefangen hat. Manchmal begrüßte er abends noch, in die schweigende Stille der leeren Räume hinein, seine Mutter, die nichts antworten konnte, seit sie ausgezogen war. Er lebte also allein in der Leere des großen Hauses und versuchte es seit Monaten umzubauen, zu sanieren. Die Fassade hatte er schon erneuern lassen, die schwarzen und grauen Verfärbungen an der Wand, die bläulich-grünen Schimmelflecken, die unter dem herabbröckelnden Putz hervortraten und die Spuren des Krieges, der auch diese Stadt nicht unverschont gelassen hatte, er hatte sie gekittet und übertüncht. (Der Krieg verschont niemanden, so sagt doch das Sprichwort, dachte er sich. Aber er tötet auch nicht. Dazu braucht es schon Menschen). Neu verputzt strahlte die Fassade in einem saubersterilen Weiß. Ich hatte gesagt, das Haus war hässlich. Das war eine Lüge. An sonnigen Tagen blieben sogar hie und da Passanten vor dem Haus stehen, zeigten auf die weiße Fassade und sagten: „Was für ein nettes Häuschen“. Manch einer trat sogar ganz nahe an den Eingang heran und schaute auf die Namen an der Klingel, gerade so als ob er wissen wolle, wer hier wohne. Als ob er mit dem Gedanken spiele, sich in das Haus einzumieten. Aber er konnte nicht glauben, dass sich jemand für sein hässliches Haus interessiere.

Es stand fest. Es war ein hässliches Haus, für ihn. Mochten auch scharenweise Menschen vor dem Haus stehen und es fotografieren, er würde glauben, sie täten es nur, um sich lustig zu machen, über ihn, über sein Haus. Über den einsamen Erker, das vom Regen abgetragenen Relief oberhalb der schiefen Säulen am

Eingang und die runden Fenster, die aussahen wie kleine Luken. Das war alles so abstrus, uneinheitlich, absurd, lächerlich, so instabil. Nicht ganz normal. Immer wieder fragte er sich, wer der Bauherr eines solchen Hauses gewesen sein kann, was sich der Architekt eigentlich dabei gedacht hatte, so ein Haus zu bauen. Wochenlang saß er Tag für Tag auf einer der harten Holzbänke im großen Saal der Stadtbibliothek, und suchte nach einer Antwort. Wochenlang kam er immer wieder. Aber vergeblich. Eines Tages stand er auf von seinem harten Stuhl und ging, um nicht wiederkommen. Kein Mensch wusste mit Sicherheit, warum das Haus hier war, wer es gebaut hatte, warum es so war, wie es war. Aber jetzt lebte er nun einmal in diesem hässlichen Haus, hatte kein anderes, in dem er leben konnte. Das Einzige, das er hatte tun können, das Haus neu streichen, hatte er gemacht, er hatte die Schäden und Spuren aus anderen Zeiten weiß übertüncht. Ins Haus lassen konnte er dennoch niemanden, nur bis an die Schwelle. Er wurde des Inneren des Hauses nicht Herr, einen Architekten hineinlassen konnte er aber auch nicht noch nicht, auch keine Handwerker. Er wollte erst selbst alles etwas auf Vordermann bringen. Arbeitete Tag und Nacht und mit dem einfallenden Sonnenschein eines jeden neuen Morgens taten sich neue Risse vor seinen Augen auf, die er würde kitten müssen, und in jeder neuen Nacht warf er sich vor, zu wenig geschafft zu haben, nie werde er fertig werden. Wann würde er endlich klar Schiff machen?

Er musste lachen, über diese Wendung. Klar Schiff machen. Inzwischen lag das Schiff brach, war auf Grund gelaufen, er hatte es auf Grund gesetzt. Nichts ist hoffnungsloser als die „libertad del mar“ – blaue Lettern auf dem abbröckelnden weißen Lack des Schiffsrumpfes – aufgebockt auf einem rostigen Eisengestell, an einem trüben, verregneten Herbsttag. Am Rande des Hafens, zwischen Werkzeugbaracken und anderen Schiffsrumpfen. Er dacht oft an den Hafen, das Meer, dachte oft in Schiffsfahrtmetaphern, auch wenn er nie wirklich zur See gefahren war, wie sein Großvater, und dessen Vater und dessen Vater und immer weiter zurück. Ein Schiff, das ausfährt, um Fische zu fangen, ein Fischer, der im halbdunklen Schein der Morgendämmerung, im blauen Licht des untergehenden Mondes, während er die Taue mit ewig gleichen Handgriffen löst, an nichts denkt, nichts, nur hofft, etwas zu fangen. Sein Kutter, der vor einigen Wochen überhitzt war, immer weiter auf die offene See trieb und erst nach Stunden der stillen Verzweiflung und des bangen Hoffens, wieder Kurs aufnehmen konnte. Er betet. Er wusste, würden seine Netze wieder nichts mit sich tragen außer seiner enttäuschten Hoffnung, müssten seine Familie und er hungern. Er betete und trat einmal, zweimal, die Taue waren gelöst, vom Steg auf das Schiff, wollte das Schicksal nicht herausfordern und trieb hinaus aufs offene Meer. Abends kommt er mit leeren Händen an die Schwelle seines Hauses und in den Augen seiner Frau, wieder nur stille Verzweiflung.

Er fühlte sich manchmal wie dieser Fischer, der ausfährt, dessen Netze aber leer bleiben, der leer ist, wenn er morgen aufsteht, verzweifelt, wenn er abends schlafen geht, weil er die Angst verinnerlicht hat, nichts zu fangen und langsam verhungerte. Seine Mutter sagte ihm dann durch den kalten Hörer des Telefons: „Ja und? Du hast doch alles, sogar ein Haus. Stell dir vor, du müsstest jeden Tag arbeiten, wirklich arbeiten wie dein Großvater, dann könntest du nicht an so etwas denken.“ Sie hatte vielleicht recht, dachte er sich. Aber das dachte er sich bei fast allem, das jemand zu ihm sagte. Das Telefon klingelte ein weiteres Mal, ein Freund ruft an: „Wie geht es mit der Entrümpelung voran? Kann man dir vielleicht helfen?“ Er wollte antworten, aber er wusste es nicht. Wusste nichts. Sein Haus war voller Dinge, Erbstücke zwischen Büchern, die er gekauft hatte, inmitten von Möbeln, auf denen Bastelarbeiten aus Kindertagen verstaubten, dahinter, an den Wänden, weiße Rechtecke von Bildern, die sein Vater aufgehängt und seine Mutter wieder abgehängt hatte. Er wusste nicht, was er davon wegschmeißen sollte. Konnte nichts weggeben, aber konnte auch nicht mit all den Bildern leben, da er sie nicht ansehen konnte, ohne sich zu erinnern. Er wusste nicht, was er antworten sollte und wenn er gefragt wurde, verschwand alles. Nur lauter Fragen hallten durch seinen leeren Kopf. Was war eigentlich im Haus? Was hatte er schon hinter dem Haus verbrannt? Wie würde er es einrichten? Was gehörte ihm? Was wollte er wirklich? Er wusste es nicht. Niemand wusste es.

Die Menschen, die zu Besuch kamen, durften nur bis an die Schwelle des Wohnzimmers, in den Gang. Niemals in den Keller. Er selbst hatte Angst vor dem Keller, vor dem unheimlichem Dachboden, in seinem eigenen Haus, hatte schon als Kind immer nur gehört, geh nicht in den Keller, dort bist du verloren. Er fürchtete sich vor dem Keller, vor dem Dachboden, ließ niemanden in sein Haus. Wie konnte er also mit jemanden darüber sprechen? Vielleicht würden sie Antworten auf all die Fragen haben, die er sich stellte. Antworten, die ihm nicht gefallen würden, deshalb ließ er niemanden in sein Haus. Noch nicht. Würde er alleine sterben in diesem Haus, alleine mit sich. Dachte er. Wahrscheinlich schon, wenn er sich weiter hier einsperrt und aufzuräumen versucht, was nicht geräumt werden kann. Statt hinauszugehen, hineinzulassen. Verschwieg er sich. Einfach weggehen, das Haus hinter sich lassen. Kann man umziehen? Das sagt sich immer so leicht. Manche Menschen können es wahrscheinlich. Aber könnte er umziehen? Er konnte es nicht, wollte es nicht, irgendetwas hielt ihn noch hier. Aber nein, nie würde er das Haus abreißen können. Vielleicht war es doch Liebe, wenn er durch die sich auftürmenden Papierstapel zwischen den Wäschebergen und den schweigend dastehenden Bildern seines Vaters an das runde Fenster, das mehr eine Luke als ein Fenster war, trat und nach draußen, auf die vor seinem Haus spielenden Kinder blickte. Das Geschrei der Kinder, unterbrochen nur von einer Stimme, die rief „Kommt nach Hause, es wird dunkel“, drang in sein Zimmer.

Auf dem Boden vor dem Fenster lag ein weißes Blatt, auf der Rückseite einige wenige Zeilen, die er einmal geschrieben hatte. Sie gefielen ihm und gedankenversunken schrieb er weiter, bis er das Blatt nahm, einen Schwan daraus faltete und es aus dem offenen Fenster warf. Eines der Kinder hob das Blatt vom Boden auf und blickte auf den Schwan. Während er den Vorhang weiter aufzog, in der kühlen Abendluft auf der Fensterbank lehnend im Schein des aufgehenden Mondes auf die Straße und die Häuser um sich sah, lächelte er. Er liebte diese Straße. Hatte er sein Haus jemals geliebt, liebte er es, würde es jemals jemand lieben? Er wusste es nicht. Aber er würde bleiben, denn er liebte diese Stadt, diese Straße, diese Kinder und träumte davon, hier an seinem Fenster zu stehen und ihnen aus der ewigen Unordnung seines hässlichen Hauses heraus Blätter zuzuwerfen wie Taue an einem stürmischen Herbsttag am Steg des untergehenden Hafens.





S  
p  
u  
r  
E  
n

Der

ZERSTÖRUNG

lesen  
schreiben

Tränen  
des  
Abschieds

Ewiges Grau  
Unter schmutzig-grauem Panzer  
Höhlen aus diamantem Eis,  
DeepSkyBlue leuchtend,  
Von Anbeginn der Zeit,  
bis in alle

Verschwunden Vergessen Verdrängen

## Ich weiß nichts

Ich bin keine Expertin.

Ich bin keine Krankenschwester.

Ich habe keine Ausbildung in diesem Bereich.

Ich weiß nichts.

Und doch stehe ich hier neben Dir und sage mir

Alles wird gut und wir schaffen das schon

Irgendwie.

Obwohl ich nicht mehr geschlafen habe,

Seitdem der Anruf kam und die Worte

“Er hat Krebs.”

Mein Leben auf den Kopf stellten.

Denn ich bin keine Expertin.

Ich bin keine Krankenschwester.

Ich habe keine Ausbildung in diesem Bereich.

Ich weiß nichts.

So habe ich das Gefühl Dich nur anzugaffen

Und nichts zu schaffen,

Keine Sachen zu machen,

Mit denen ich Dir irgendwie helfen würde.

Ich steh hier nur rum und fühle mich so dumm

Und habe gleichzeitig nicht den Mumm, Dir zu sagen,

Dass ich eigentlich keine Ahnung habe

Was ich hier tue.

Denn ich bin keine Expertin.

Ich bin keine Krankenschwester.

Ich habe keine Ausbildung in diesem Bereich.

Ich weiß nichts.

Deshalb stehe ich immer noch an Deinem Bett

Und falle in ein tiefes Loch,

Als Du mich dennoch bittest Dir zu helfen

Und ich jedoch sagen muss

“Das geht nicht, ich weiß nicht wie!”

Es ist Verzweiflung, die ich in Deinen Augen sehe,

Als ich aufstehe und weggehe,

Weil ich weiß,

Dass Du mich mittendrin wieder um zu viel bitten

Und ich wieder ablehnen werde.

Denn ich bin keine Expertin.

Ich bin keine Krankenschwester.

Ich habe keine Ausbildung in diesem Bereich.

Ich weiß nichts.

Aber jetzt stehe ich hier neben der Tür und denke mir,

Dass ich es Dir versprochen habe,

Dass ich Dich nicht alleine lasse

Und alles mache,

Jede Sache

Und als Du mich jetzt bittest zu bleiben,

Kann ich nicht gehen.

Denn ich bin eine Expertin.

Ich bin Deine Krankenschwester.

Ich habe zwar keine Ausbildung in diesem Bereich,

Doch ich weiß vieles.

Ich weiß,

Wie Du dich benimmst,

Wenn Du um Atem ringst und meine Hand nimmst,

Wie Du mich angrinst und Dich zusammennimmst, obwohl

Ich weiß,

Dass Deine Schmerzen stärker sind

Als ich es mir jemals vorstellen kann.

Denn ich bin eine Expertin.

Ich bin Deine Krankenschwester.

Ich habe zwar keine Ausbildung in diesem Bereich,

Doch ich weiß vieles.

Ich weiß,

Was es heißt, wenn Du schreist

“Ruf die Feuerwehr, es ist zu heiß!”

Weil Du denkst die Decke brennt,

Obwohl Du in dem Moment

Nur wegen Deinen Schmerzmitteln halluzinierst

Und ich nichts tun kann, außer Dir eine noch höhere Dosis zu geben.

Denn ich bin eine Expertin.

Ich bin Deine Krankenschwester.

Ich habe zwar keine Ausbildung in diesem Bereich,

Doch ich weiß vieles.

Jetzt, als Dein Atem immer mehr aussetzt

Und Du zuletzt nur noch hier liegst und Dich dem Abschied

Nicht mehr widersetzt,

Zerfetzt mein Herz.

Doch ich schaue nur meine Mutter an und sage

“Er hat es geschafft.”

Denn ich bin zwar eine Expertin,

Aber ich bin jetzt nicht mehr Deine Krankenschwester.

Ich habe eine Ausbildung durch das Leben bekommen,

Aber eigentlich wollte ich das gar nicht.



It was summer  
the heat was a burden in these dog days  
the lawn had lost all of its green  
and even the kids stayed

Inside on most days  
but I still saw every sunflower ripen  
as if they felt that soon it would be  
autumn

Veronika Bauer





It was summer  
the heat was a burden in these dog days  
the lawn had lost all of its green  
and even the kids stayed

inside on most days  
but I still saw every sunflower ripen  
as if they felt that soon it would be  
autumn



## Lyrische Trologie zwischen zwei Schwestern

Für Claudia

### *Zeit (Perspektive der großen Schwester)*

Ich wünsche dir, dass du die Zeit deines Lebens hast.

Dass du Zeit für dein Leben hast.

Dass du dir Zeit nehmen kannst, dein Leben zu leben.

Ich wünsche dir, dass du Augenblicke erleben darfst, in denen es keine Zeit gibt.

In denen die Zeit still steht.

Augenblicke für die Ewigkeit.

Ich weine, wenn ich an die Zeit denke, die dir gestohlen wurde.

Du verdienst ein Leben voller Zeit, die hinter der Wucht des Moments verschwindet  
und rückblickend wie eine endlose Aneinanderreihung von Erlebnissen erscheint.

Ich wünschte mir, ich könnte dir etwas Zeit meiner Vergangenheit schenken,

Zeit, in der die Welt still stand,

Zeit, in der alles hinter purem Glück und Leichtigkeit verschwand.

Ich wünsche dir, dass du dich und dein Leben liebst

und keine Sekunde missen willst.

Ich wünsche dir ein Leben ohne Zeitempfinden

und eine zukünftige Vergangenheit glücklicher Unendlichkeit.

***Keine Schuldigen (Perspektive der kleinen Schwester)***

Ich will etwas hassen, aber ich kann nicht.

Mir wurde die Kraft genommen.

Es hat mir die Kraft genommen.

Schleichend zart,

fast beiläufig, bis es übernahm.

Ich will wütend sein, aber ich kann nicht.

Es gibt Millionen von Zeugen,

aber keinen Schuldigen.

Es gibt nur den Umstand

und den gilt es zu überwinden.

Nichts konnte mir etwas anhaben

und letztendlich überwältigte es mich:

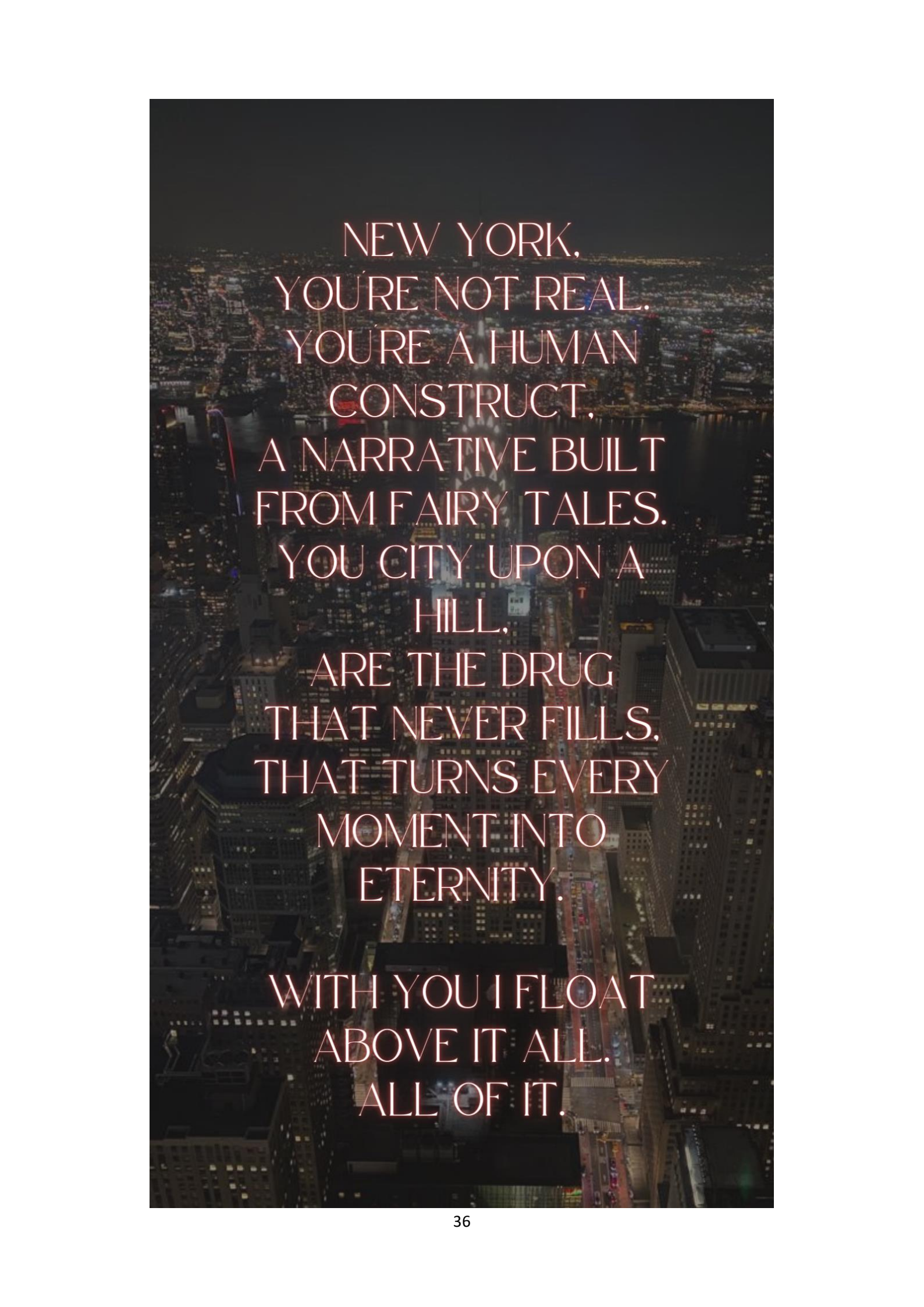
das Nichts.

*Sonne auf deiner Haut (Perspektive der großen Schwester)*

Ich blinzele der Sonne entgegen,  
aber das Strahlen kommt von dir.

Wir liegen nebeneinander im nassen Gras.  
Die weißen Wasserlilien im Teich sind von hier aus kaum sichtbar.

Du lachst  
und ich denke, grad ist die Welt in Ordnung.

An aerial night view of New York City, showing a dense grid of illuminated skyscrapers and streets. The lights create a vibrant, glowing pattern against the dark sky. The text is overlaid in a light, serif font, centered on the image.

NEW YORK,  
YOU'RE NOT REAL.  
YOU'RE A HUMAN  
CONSTRUCT,  
A NARRATIVE BUILT  
FROM FAIRY TALES.  
YOU CITY UPON A  
HILL,  
ARE THE DRUG  
THAT NEVER FILLS,  
THAT TURNS EVERY  
MOMENT INTO  
ETERNITY.

WITH YOU I FLOAT  
ABOVE IT ALL.  
ALL OF IT.

## Der Wanderer

Ein Ozean aus Felsen erstreckt sich unter ihm. Die Klippe das Ziel dieser auszehrenden Reise, die nun in Glückseligkeit gipfelt. Ein sanfter Wind treibt die Wolken fort und ihm die Haare aus dem Gesicht. In langen braunen Strähnen fließen sie seine entblößten Schultern hinunter. Seine Jacke und den Pullover hat er sorgsam zusammengefaltet neben sich auf den Boden gelegt. Er setzt sich auf das von der nun schon rötlich schimmernd untergehenden Sonne trockene Gras und schlägt die müden Beine übereinander. Sanfte Strahlen wärmen seine Wangen, es sind Zeichen der Ankunft. Er war der Sonne in seinem Leben noch nie so nahe wie in diesem Moment, kann sie beinahe greifen, wie einen glühenden Ball über seine Haut gleiten lassen, der Schmerz würde ihn nicht kümmern. Doch stattdessen spürt er nur die Grashalme zwischen seinen Fingern, kleine Instanzen von Leben, in diesem Moment abhängig von seiner Gnade und er gewährt sie ihnen, reißt sie nicht, wie es sein erster Instinkt wäre, aus sondern lässt sie friedlich weiterwachsen. So lange bis jemand kommen würde sie auszureißen, vielleicht ja die hungrigen Kiefer eines Tieres oder einfach nur die ungeschickten Hände eines Kindes. Sein Blick wandert. Die Tiefen der Klippe tun sich nur wenige Zentimeter vor seinen Zehen auf, an ihrem Grund gespickt mit spitzen Felsen und Bäumen, die sich mit ihren Wurzeln verzweifelt daran festklammern. Sieht man genau hin, so erkennt man Vögel, die dazwischen gleiten, der Schwerkraft elegant trotzend. Er sieht dem sterbenden Licht zu, ekstatisch von dessen Schönheit ergriffen, blutrote Schwaden am Horizont, tiefblaue Tränen in seinen Augen, an seine Wimpern gekrallt doch dazu verdammt zu fallen. Zu fallen auf das trockene Gras. Der Boden trinkt sie auf, düstet. Erfrischt stehen die Grashalme gerade an den Stellen auf die seine Tränen triefen, lechzen nach mehr und recken sich ihm entgegen. Er legt seine Hand darauf und drückt sie nieder.

Den Kopf in den Nacken gelegt betrachtet er die Vögel, lauscht ihren lieblichen Gesängen, bewundert das Spiel ihrer zarten Körper im Wind, die Flügel, die sich gegen die Kräfte der Natur stemmen. Hin und wieder stößt einer von ihnen herab, reißt einen hilflosen Nager oder einen anderen, kleineren Vogel, schöner Gesang

und zerbrechlicher Körper. Er bedauert ihre Machtlosigkeit der Räuber gegenüber, ihr Ausgeliefertsein gegen die, die sich entschließen ihre Macht auszuüben. So fragile Wesen solch Grausamkeit, scheinbar sinnlos, doch nur scheinbar. Dort sitzend erkennt er den Sinn nicht, sträubt sich sein Verstand doch dagegen, will nicht die Notwendigkeit von Barbarei erkennen, nicht erkennen, dass es überhaupt keine Barbarei ist sondern nur Notwendigkeit. Der Schnabel eines Räubers bricht das zarte Genick eines kleinen Vogels und er schließt die Augen, senkt den Kopf. Kleine Tropfen Blut fallen auf den Boden. Er trinkt gierig.

Graue Wolken verdunkeln seine Sicht, verdrängen das strahlende Rot, degradieren es zu einem schimmernden Hauch schmutzigen Lichts. Natur gegen Kosmos und der Kosmos verliert aus unserer voreingenommenen Sicht, wird verdrängt. Gewinnt nun wirklich Natur über Weltall oder gewinnt nur die Natur über uns, verwehrt uns die Sicht auf eine größere Schönheit, drängt sich uns in den Blick, bettelt um Beachtung, nährt sich an unserer Aufmerksamkeit. Bewunderung darf nur ihr zuteil kommen, alles darüber hinaus darf nur mit ihrer Gewähr erlebt werden. So bauen wir Gerätschaften, Maschinen, um sie zu übertrumpfen, sie im selbigen Atemzug zu zerstören, ihren Hochmut zu bestrafen. Doch er sitzt nur hier, ausgeliefert, misst die Strahlen, kehrt in sich. Er denkt nach, denkt an sein Zuhause, das welches er sich selbst gesucht hat in der Welt voller Heimat, dessen Steine er aufeinander setzen lassen hat. Keine Schwielen sind an seinen Fingern zu finden, keinen Tropfen Schweiß hat er vergossen, als es entstand. Räume, Gänge sich abzugrenzen, dem Äußeren zu offenbaren es habe keine Macht mehr über ihn, denn ihm wird ein Inneres zuteil. Eingerichtet mit totem Leben, vergangenen Erinnerungen, falschen Göttern, doch den einzig wahren die er kennt. Die Götter des Besitztums herrschten über ihn, wollten beständig angebetet werden, sein Leben verbrennen um sich zu vermehren. Versprachen Erfüllung in Mammon, auf nackten Füßen hergetragen aus Sodom, doch jede Erfüllung wurde nur zu weiterem Begehren. Schließlich endete es in seinem Aufbegehren, er ließ die reinigenden Flammen die Götter vernichten, in seinen Augen das Licht eintausend untergehender Sonnen als Glut und Asche auf den Boden regneten, ihn karg werden lassen.

Die Tage des Aufbruchs von dem ob seines vorangegangenen Lebens geschändeten Grundes. Bedauern begleitete ihn, die die er zurückließ verfolgten ihn, flüsterten ihm Worte der Sehnsucht in die Ohren bis er lernte taub zu sein. Seine Füße trugen ihn, mit jedem Schritt fiel ein Teil des Schmerzes von ihm ab, säte Hoffnung auf Feldern der Trugschlüsse. Seinen eigenen Pfad des Öfteren kreuzend irrte er über das

Angesicht der Welt, sein Ziel der Anfang, den er nie gekannt hatte. Sobald seine Gedanken anfangen in die Welt hinauszufiegen, sogleich wurden sie auch wieder gerissen, ihre zarten Knochen zerbrochen wie dünne Zweige, tot zu Boden fallend. Er führte sich hierher, an den Rand der Klippe, den Anfang. Hier spürt er nun jeden Grashalm in seinen Fingern, hört jeden Vogel singen und verstummen, sieht den Hochmut der Welt mit eigenen Augen. Die letzten Strahlen einer Sonne am Ende ihrer Reise fließen hinunter und er trinkt. Es gibt eine Göttin, ihr Name ist Leben und wir sündigen.









Wohin nun, da die Welt unter uns zerbricht  
zum Ende des Lichts  
auf Schwingen erpicht  
das Nichts

## The Girl of Ipanema

Hier spielt sich das Leben ab. Hier, im Strandcafé. Entspannte Musik düdelt leise vor sich hin, die Menschen unterhalten sich und trinken ihre kühlen Getränke. Mittendrin sitzen Maria und ich, beobachten die Jungs im Café und am Strand. Maria musste ich dazu überreden, zu kommen. Doch nachdem ich ihr ausdrücklich klar gemacht hatte, dass wir uns das Flirten hier am Strand nicht entgehen lassen dürfen, hat sie endlich eingewilligt.

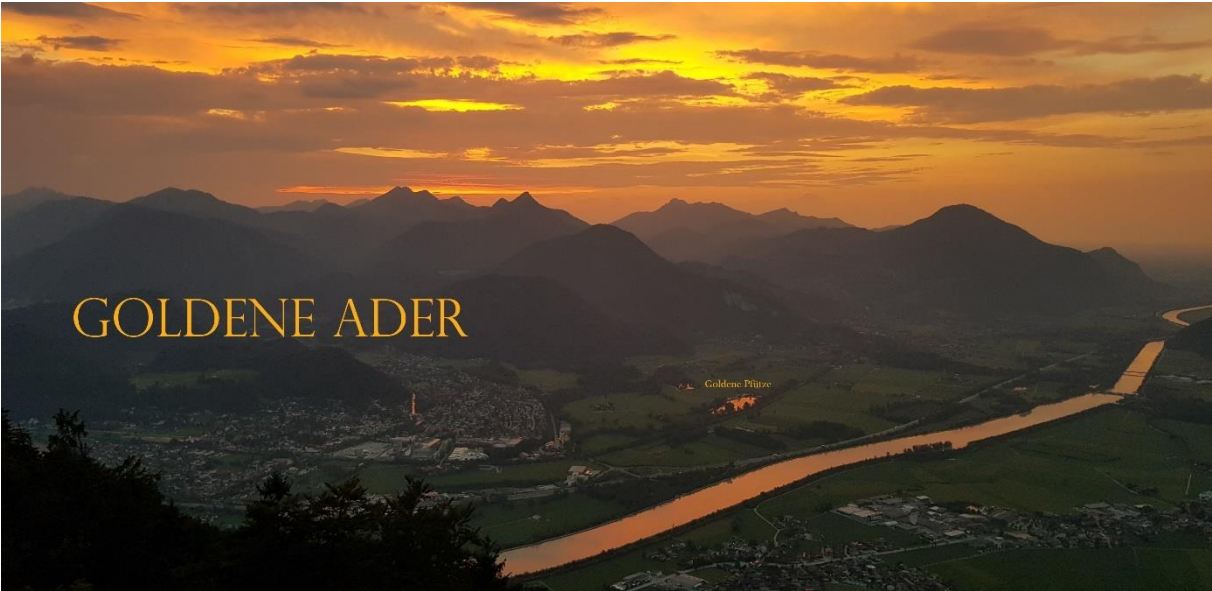
„Und wie findest du den Typen am Tisch unter dem orangenen Schirm?“, frage ich sie, aber Maria blickt mich nur genervt an und nippt an ihrem Ipanema. „Er gefällt dir, oder?“ Maria rollt mit ihren Augen: „Was willst du immer mit deinen Jungs?“

Dumme Frage. Doch ich komme nicht dazu, Maria zu antworten, denn sie kommt auf das Strandcafé zu. Die Schönheit von Ipanema. Sie ist groß und gebräunt und alle Jungs drehen sich nach ihr um. Aber die junge Frau scheint das gar nicht zu bemerken: Sie hebt nur überheblich ihr Kinn und verschwendet noch verbissener ihre gesamte Konzentration auf das rhythmische Wippen ihrer Hüften.

Doch das sehen die Jungs natürlich nicht: Sie starren sie nur an. Ich bin überzeugt, aus all ihren Kehlen ein kleines, leises „Ahh“ zu hören, wenn die Frau an ihnen vorbeiläuft. Ansonsten ist es still, niemand redet mehr, nur die Strandcafé-Musik dringt noch leise aus den Lautsprechern zu uns. Dummköpfe, diese Jungs! Erkennen ihr Schauspiel, ihre Täuschung nicht!

Ich wende mich Maria zu, will ihr von meinem Unmut über diese oberflächlichen Jungs erzählen, aber stattdessen halte ich inne. Denn Maria verfolgt – wie die Jungs! – jede einzelne Bewegung der Frau. Ich meine sogar zu erkennen, wie ihr Kopf im Takt der schwingenden Hüften mitwippt. Maria lächelt die Frau schüchtern an, als sie unseren Tisch erreicht. Ich kann nicht anders, als mit offenem Mund Maria und ihr Lächeln anzustarren. Die Frau aber läuft an uns vorbei, ihren Blick starr auf das Meer geheftet, als wäre nichts geschehen.

Sobald die Hüftbewegungen der Frau nicht mehr erkennbar sind, ist der Zauber gebrochen. Es kommt wieder Leben in das Café. Maria wendet sich ihrem Ipanema zu und versucht zwanghaft entspannt zu wirken, entspannt wie die immerwährende Musik aus den Laufsprechern des Strandcafés. Ich kann weiterhin nichts anderes machen, als sie anzustarren. Irgendwann wird Maria unser Schweigen zu unangenehm. „Ja, den Jungen da hinten finde ich wirklich süß,“ murmelt sie. Doch ich glaube ihr nicht.





Das **Boot** ist voll.

Doch mit dem richtigen Grund geht **es** nicht unter.





Du  
kannst nur  
aus der Menge  
herausstechen  
wenn du  
**DU**  
bleibst

*Eine Decke legt sich übers Land...*





## Über Angst und alte Männer

„Es reicht!“, denkt sie und spürt, wie eine tiefe Wut in ihr aufsteigt. Erst das Geräusch eines dumpfen Aufschlags und dann das erschreckend laute Röcheln eines alten Mannes haben ihren Fokus gebrochen. Das Klavierspiel war einst ihre Natur. Jetzt fällt es ihr immer schwerer die vertraute Leichtigkeit zu empfinden, während sie Höchstleistungen auf den Bühnen dieser Welt vollbringt. In den vorderen Reihen des Parketts herrscht Aufruhr. Sie ringt sich noch die letzten Töne des zweiten Satzes von Beethovens Sonate ab und blickt auf. Gegen das gleißende Scheinwerferlicht ist nicht viel mehr als das aufgeregte und doch rhythmische Strampeln schattenhafter Gestalten zu erkennen. Auf und ab, auf und ab, auf und ab. „Künstliche Beatmung“, schießt es ihr in den Kopf. Nach und nach realisieren die Menschen im Saal, dass etwas nicht stimmt. Sie verweilt starr am Flügel und blickt gespannt. Endlich werden die Schlaglichter abgeblendet und sie kann erkennen wie zwei Menschen um das Leben eines alten Mannes ringen. Das Publikum weiß sich nicht recht zwischen Langweile, Katastrophentourismus und echter Sorge zu entscheiden, doch sie ergreift der Anblick schlagartig. Es ist nichts Ungewöhnliches, dass ein Klavierkonzert durch einen Notfall unterbrochen wird. Aber in diesem Moment wird dieser Mann zu einem Sinnbild. In dem fältigen Gesicht, das regungslos auf dem Saalboden liegt, verdichtet sich für sie eine tiefe Angst. Ein Schauer läuft ihr über den Rücken und ein leicht brennendes Gefühl macht sie auf ihre inzwischen feuchten Augen aufmerksam, während ein Sanitäterteam den Mann aus dem Saal bringt. „Konzentriere Dich!“ sagt sie sich mit der Stimme ihres ersten Klavierlehrers. Für ein paar Sekunden ist sie wieder vier Jahre alt und schrecklich stolz mit dem Metronom mithalten zu können. Die erwartungsvollen Blicke des Publikums holen sie jedoch zurück in die Gegenwart und führen ihr wieder einmal die ernüchternde Gleichgültigkeit gegenüber allen Unterbrechungen vor Augen, die ein zahlendes Publikum an den Tag legen kann. Mit einem kurzen Aufhocken findet sie ihre professionelle Haltung zurück, beschließt Beethoven unvollendet zu lassen und setzt mit Rachmaninoff, dem großen Finale des heutigen Programms, an. In diesen anspruchsvollen Akkordkaskaden hat sie stets größten Frieden

gefunden. Wie ein Zaungast verfolgt sie die Bewegungen ihrer Hände. Der Choreographie ihrer Finger konnte sie immer eine ganz eigene unhörbare Schönheit abgewinnen und kann es noch. Eine Schönheit, die sie für sich ganz allein hat. Sie spielt und doch erlebt sie sich wie durch fremde Hand geführt. „Das ist Glück!“ dachte sie. Plötzlich ist sie jedoch wieder da: Die tiefe Angst. Sie fällt aus ihrer Kontemplation. Die Hände kribbeln. Ein leichter Schmerz schießt durch ihre Arme und verweilt am Ellenbogen. Ein Finger rutscht ab. „Nein!“ Ein falscher Ton erklingt und ihre Hände verkrampfen. „Nicht schon wieder!“ Ein paar Takte kämpft sie noch dagegen an, aber die Krämpfe siegen und sie bricht ab. Erst hört sie Stille. Dann meint sie ein leichtes Raunen zu vernehmen, ehe der Saal in Applaus ausbricht. Energisch versucht sie, den Schmerz aus ihren Händen zu schütteln. Dabei versucht sie ihr schmerzverzerrtes Gesicht zur Schau zu stellen, um dem Publikum ein klares Signal zu senden. Dem Publikum, das inzwischen wieder zur vertrauten und erwartungsvollen Ruhe zurückgekehrt ist. „Sie sind erbarmungslos“, dachte sie mit der gleichen Wut, die sie bei der Unterbrechung der Beethovensonate bereits verspürte. Mit den ruhenden Händen auf den Elfenbeintasten versucht sie, ihren Fokus wiederzufinden. Langsam fährt sie die Sehnen ihrer Hände ab und erschrickt bei dem Anblick ihrer jungen Hände. Ihre Haut scheint alt und faltig. Noch einmal schüttelt sie energisch ihre Hände und stemmt sich dann mit all ihrem Wesen in die Tasten. Das schnelle Schauspiel ihrer Finger lässt ihren Anblick verschwimmen und damit verrinnt auch alle Sorge.



Vielleicht sollten wir uns  
noch einmal umdrehen,  
**um sicherzugehen**, dass  
wir nichts übersehen.



## Zarte Empfindungen

Ihre Hände schwitzten wie verrückt. Deshalb behielt sie diese tief in ihren Jackentaschen, damit er nicht die Schweißperlen auf ihnen sehen konnte. Sie konnte es sowieso kaum glauben, dass sie gerade einen gemeinsamen Spaziergang unternahmen. Nur sie beide. Ganz nah nebeneinander. Das Wetter war angenehm bewölkt, es war nicht zu kalt, nur wehte ab und zu eine frische Brise. Wegen des Wetters konnte sie so tun, als ob ihr Gesicht nicht wegen ihm, sondern wegen des Windes rot anlief.

„Was für eine schöne Gegend.“, kommentierte er, während er sich neugierig umsah. Sie hatten einen kleinen Wald hinter sich gelassen, sodass der Blick auf den Fluss vor ihnen frei wurde. Ein einzelnes Haus begrüßte sie am Ufer. Sie freute sich sehr darüber, dass ihm die Landschaft gefiel, sie hatte die Route selbst ausgesucht, aber bedachte ihn nur mit einem zurückhaltenden Nicken. Er fragte sich, ob er sie mit seinem nicht besonders kreativen Kommentar aus den Gedanken gerissen hatte. Auf ihn wirkte sie sehr ruhig und abgelenkt, mit ihren Händen tief in den Taschen sogar etwas abweisend. Verunsichert biss er sich auf die Lippe. „Würdest du in so einer abgelegenen Gegend leben wollen?“, fragte sie nach einer Weile mit dem Blick auf das einsame Haus am Ufer gerichtet. Sie hatte peinlich lange über diese Frage nachgedacht. „Das würde ich mir auf jeden Fall wünschen. Dann habe ich Ruhe und bin umgeben von Natur.“ Ihr Herz schmolz bei seinen Worten dahin wie Eisschollen im warmen Wasser. Ihre Fantasie ging in diesem Moment mit ihr durch, sie konnte gar nicht anders. In ihren Gedanken hatten die beiden nämlich gerade im schönsten Herbstwetter geheiratet und waren mit einem Hund und einer kleinen Kaffee-Katze in ihr eigenes schnuckliges Haus am See eingezogen. Deshalb kam ihr nur ein zustimmendes Summen von den Lippen. Er hatte auf eine ausführlichere Antwort gehofft. Was sollte ihm das Summen sagen? Würde sie ein Haus am See wollen? Oder am Wald? Durfte er darauf hoffen, eines Tages das traute Heim mit ihr zu teilen? Seine Gedanken rasten, sein Herz klopfte wild. Er schüttelte seinen Kopf, er wollte keinen verzweifelten Eindruck hinterlassen. Sie bemerkte sein Kopfschütteln: „Ist dir kalt?“ Er reagierte schnell: „Nein, alles gut. Aber mich wundert es, dass dir bei dem Wind nicht kalt ist. Dein Gesicht ist jedenfalls rot.“ Sie zog daraufhin

verlegen ihren Kopf ein und erwiderte trotzig: „Jemanden wie mir wird nicht einfach so kalt. Ich stamme nicht umsonst aus den kältesten Orten Russlands.“ „Wirklich?“ Sie lachte: „Nee. War nur ein Scherz. Zumindest wüsste ich das nicht mal so genau.“ Er lachte. Er lachte, weil sie mit ihrem eingezogenen roten Kopf und trotzigem Gesichtsausdruck absolut

liebenswert aussah. Er lachte, weil er ihren schrägen Sinn für Humor liebte. Währenddessen klopfte sie sich gedanklich auf die Schulter, weil sie ihn zum Lachen gebracht hatte. Sie liebte die Art und Weise, wie er aufrichtig mit seiner tiefen geschmeidigen Stimme lachte. Für sie war es das schönste Geräusch, nein, die schönste Melodie, die sie je im Leben gehört hatte und wovon sie niemals genug bekam. Deswegen gab sie sich weiterhin viel Mühe, in all ihren Gesprächen solche Scherze und Spielereien einzubauen. Außerdem war es ihr somit meisterhaft gelungen, ihn von ihrem hochroten Kopf abzulenken, wie sie fand.

Die Gespräche zwischen ihnen verliefen während dem Rest des Spaziergangs viel flüssiger und entspannter. Sie tauschten viele Scherze, Meinungen und Erfahrungen aus. Die Zeit verging wie im Flug. Viel zu schnell, wie beide schmerzlich feststellten. Sie standen sich gegenüber, während die Sonne schon am Horizont unterging. „Vielen Dank, dass du da warst.“, begann sie etwas schüchtern. „Vielen Dank für die Einladung. Tut mir leid, dass ich schon losmuss.“ Er rieb sich verlegen den Nacken. „Du willst ganz sicher nicht übernachten? Wir haben hier ein großes Gästezimmer und...“ „Nein, danke. Aber ich weiß das Angebot zu schätzen.“, wehrte er ab. Sie verstand nicht, warum er sich so sehr weigerte, länger zu bleiben. Hatte sie einen so schlechten Eindruck hinterlassen? Sollten sie doch nur Freunde bleiben? Er war schon am Gehen, als sie auf einmal ihre Arme ausstreckte. „Keine Abschiedsumarmung?“ Er drehte sich um und sah in ihre großen bettelnden Augen. Er machte sofort kehrt, auf seinem Gesicht blitzte ein kurzes Grinsen auf, und sie umarmten sich. Danach stieg er ins Auto und fuhr los.

Er konnte es kaum glauben, dass sie einen gemeinsamen Spaziergang unternommen hatten. Ein Spaziergang, der mit unbeschreiblich wundervollen Momenten geschmückt war, die er auf ewig in seinem Herz bewahren wollte. Der wiederkehrende Gedanke an ein gemeinsames Haus am See zog seine Mundwinkel nach oben. Er ließ selten so eine zarte Empfindung zu, aber sie war eben etwas Besonderes. Außerdem hatte ihm die Umarmung am Ende Hoffnung gemacht, dass sie nicht nur Freunde bleiben würden, sondern eines Tages vielleicht mehr.



Der Wind treibt

Stille Bewegung

*Fallender Schmuck des Baumes*

**Von der untergehenden Sonne geküsst**

Sinnliches Rascheln

Am Boden vergehen im Nichts



*Gehst du ihn allein?*

Warum folgst du ihm?

Wo hört er auf?

zielstrebig deine Schritte

**Der Weg führt**

## Ich will liegen

Sie macht null Anstalten, mich zu umarmen, dabei hatte ich mich so sehr auf ihre Umarmung gefreut.

Stattdessen prustet sie mir ins Gesicht: »Ich kann nicht mehr, ich fange eine Therapie an.«

Eigentlich noch weniger corona-konform als die versäumte Umarmung.

»Warum?«, frage ich konfus, während wir uns in Bewegung setzen.

»Warum, warum! Musst du das auch noch fragen?! Kind, Mann, Arbeit, Ambitionen, dir auch zu wenig?«, zetert sie in einem Atemzug.

Sie sieht müde aus, die Schminke wie von ihrer vierjährigen Tochter ins Gesicht gekleckst. Ich versuche mich zu solidarisieren und seufze: »Mir geht es auch so.«

»Was?«, krächzt sie. »Ich wünschte, wir könnten tauschen – keinen Racker, keinen Mann und halbtags arbeiten. Das könnte ich sehr wohl!«

Die kleinen Bosheiten verzeihe ich ihr. Sie ist meine beste, meine einzige Freundin. Corona zeige die wahren Freundschaften auf, hat jemand mal gesagt.

»Wo wollen wir hin?«, schwenke ich um.

»Ins Restaurant vom letzten Mal. Ich zittere vor Hunger und will nicht noch zwanzig hungrige Mäuler um mich herum malmen sehen. Auf zum Geheimtipp.« Ich merke, wie sie sich darauf gefreut hat und nicke, obwohl mich die Preise im schicken Jugendstillokal des Hallenbads bereits letztes Mal schwer schlucken ließen. Jetzt plaudert meine Freundin ausgelassen.

Am Hallenbad angekommen öffnet sie mit einem kräftigen Schubs den schweren Holztürflügel. Ich schleiche hinterher, atme tief den herrlichen Lavendel-Duft im Vorraum ein und ziehe erst dann die Maske



hoch. Meine Freundin eilt voraus, die fein abgeschmeckten Gnocchi vor Augen, ihr Geschmack bereits im Gaumen.

Zielsicher wählt sie einen Tisch in Nähe der Eingangstür. Ich gehe mir die Hände waschen. Zurück am Tisch steht schon eine Schüssel vor ihr.

»Stell dir vor, der Koch ist ausgefallen und sie haben nur Linsensuppe. Wir können uns sogar glücklich schätzen, dass heute Donnerstag ist, denn neuerdings ist das Restaurant montags bis mittwochs geschlossen.« Säuerlich rührt sie in ihrer dickflüssig bräunlichen Suppe, die vom ausgiebigen Mikrowellenbad dampft.

»Für Sie auch eine Linsensuppe?«, fragt jemand neben mir. Ich zucke zusammen und hebe den Blick. Die lachenden Augen eines attraktiven Mannes.

»Nnn-ein«, stottere ich und wende mich an meine Freundin: »Trinken wir etwas?«

»Eine Weißweinschorle weise ich nicht ab.«

»Zweimal Weißweinschorle bitte«, sage ich und blicke ihn an.

»*My pleasure*«, entgegnet er. Jetzt lacht auch sein Mund.

Meine Freundin schlürft ihre Suppe vom Löffel.

»Du hast nichts dagegen, wenn ich anfangen«, fragt sie und zögert, aber nicht, weil sie meine Antwort abwartet. Sie findet den Geschmack der Linsensuppe gewöhnungsbedürftig. Nach ein paar Löffeln meldet sie sich wieder: »Erzähl du zuerst, ich muss in zwanzig Minuten los.«

Typisch. Sie hat nie Zeit oder wenn, dann zu wenig. Vielleicht liebe ich sie deswegen so sehr.

Ich erzähle. Sie nickt, schlürft leise und unterdrückt hin und wieder ein Aufstoßen. Ein erstes Mal hebe ich mein Glas, das der charmante Kellner vorhin gebracht hat und ich ihm, ohne ihn anzusehen, gedankt habe.

Meine Freundin wünscht ›Zum Wohl‹, ohne ihr Glas anzurühren. Ich erzähle. Sie nickt.

Als sie aufgegessen hat, trinkt sie zwei Schlucke und kramt nach einem 10-Euro-Schein in ihrem Portemonnaie. Ich wedle verneinend mit der Hand. Sie führt die Nächste-Mal-Ich-Pantomime aus und verabschiedet sich.

Schon klappen die Schwingtüren hinter ihrem Rücken zu.

»Wünschen Sie noch etwas?«, erschreckt mich der Kellner erneut. Er räumt das Geschirr meiner Freundin ab.

»Darf ich noch ein wenig bleiben, um mein Getränk auszutrinken?«

»Selbstverständlich. Ich schließe erst um 15 Uhr«, meint er und entfernt sich. Jetzt sehe ich mich um und stelle fest, dass ich seine einzige Besucherin bin.

Ich trinke einen Schluck. Die Schorle ist warm geworden. Ich überlege, das Glas halbvoll stehen zu lassen und die Rechnung zu verlangen. Ein Blick auf mein Telefon verrät mir: Es ist 14:35 Uhr.

»Sie können sich gern vorne an den Personaltisch setzen und mit mir plaudern«, ruft er hinter meinem Rücken. Ich drehe mich um und empfangen sein Lächeln. Er steht hinter der Theke, poliert ein Glas mit einem Tuch und fährt fort: »Das Restaurant ist *picco bello*, ich brauche dann nur noch abzuschließen.«

Ich nehme mein Glas und folge seiner Aufforderung. Ich setze mich, er setzt sich mir gegenüber hin. Jetzt fällt mir ein, dass er die ganze Zeit über keine Maske getragen hat. Sie lugt aus seiner Hosentasche hervor. Auch ich habe meine Maske wohl verlegt. Wir lächeln einander an.

»Deine Freundin hatte es eilig«, sagt er langsam. Er duzt mich. Das gefällt mir. Und doch habe ich Angst, ihm zu sagen, dass ich es nicht eilig habe.

»Sie hat es immer eilig, das ist ihr Naturell«, entgegne ich.

»Und was ist dein Naturell? Wenn du mir verrätst, was du beruflich machst, kann ich es vielleicht erraten.«

Ich verweile gern in der sanften Vibration seiner Stimmbänder.

»Ich schreibe«, verkünde ich und halte seinem Blick stand.

»Das passt, ich habe viel Fantasie in deinem Naturell vermutet.«

»Und was machst du?«, frage ich und beiße mir auf die Lippe. Es ist ja offensichtlich was er hier tut.

»Ich habe gemalt. 2019 wollte ich mich vom alten Leben lösen und mit Kellnern Geld verdienen, mir ein Haus an der Mittelmeerküste kaufen und wieder malen. Seitdem kellnere ich.«

Ein Schatten huscht über sein Gesicht. »Kann man mit Kellnern für ein Haus sparen?«

»2019 konnte man es noch. Ab März 2020 fing eine neue Zeitrechnung an.« Ich nicke und trinke einen Schluck, der bitter schmeckt. »Warum malst du nicht mehr?«

»Das Kellnern hat mir die Muse verjagt.« Ich nicke wieder. Auch mein Halbtagsjob kostete mich zwischenzeitlich das Schreiben. »Doch ab nächster Woche wohne ich für eine Weile in einem baufälligen Haus am Mittelmeer, obwohl es nicht mehr mein baufälliges Haus am Mittelmeer werden wird.«

»Du fährst in den Urlaub?«

»Kann man so sagen. Ich drücke auf Pause und liege am Strand. Vielleicht kann ich danach wieder malen.«

Irgendwo draußen schlägt eine Kirchturmuhre die volle Stunde. Der letzte Schlag tut fast physisch weh.

»Ich zahle mit Karte«, murmle ich.

»Hast du die 14,90 Euro in bar? Mein Kartenlesegerät hat vorhin den Geist aufgegeben.«

»Leider nicht.«

»Dann geht es auf mich.«

»So spielt die Tageskasse wenig ein.«

»Das tut sie seit März 2020. Das Restaurant schließt zum nächsten Monat. Da liege ich bereits am Strand.«

»Tut mir leid«, entfährt mir, indem ich aufstehe. Er macht mir ein Zeichen zu warten, geht zur Theke und kehrt zurück mit einem Stift. Dann zupft er seine hellblaue medizinische Maske aus der Hosentasche heraus, legt sie auf den Tisch und beginnt zu kritzeln. So wie er sich auf der Tischplatte stützt ist er mir sehr nah, ich rieche seinen Schweiß. Er schiebt mir den Stofffetzen zu. Auf der mittleren Falte prangt eine Handynummer.

»Keine Sorge, die Maske ist unbenutzt«, lacht er. »Auch die Handynummer ist nicht von der Damenwelt verbraucht.«

Ich rühre mich noch immer nicht.

»Falls du Lust auf Strand haben solltest«, zwinkert er mir zu.

Ich stopfe seine Maske zu meiner in die Sakkotasche und lächle.

Ich sehe mich schon am Mittelmeerstrand liegen.

## Der Schlüssel

Läuft der Schlüssel durchs Leben, klein wie er ist, und fragt sich sorgenvoll, ob er jemals ein passendes Schlüsselloch finden wird. Einzigartig, so ein Schlüssel, aber eigentlich geht es uns allen so.

Die Urheberrechte liegen bei den jeweiligen Autor\*innen. Kein Teil dieser Broschüre darf ohne vorherige ausdrückliche schriftliche Erlaubnis reproduziert, verbreitet, verkauft oder veröffentlicht werden. Für sämtliche in der vorliegenden Broschüre abgedruckten Texte sind die jeweiligen Autor\*innen verantwortlich. Die Herausgeber\*innen distanziert sich von jeglicher darin geäußerten Meinung, sowie sämtliche darin geäußerten Meinungen nicht notwendigerweise von allen vertretenen Autor\*innen vertreten werden müssen können.